

Jan Kowalsky

Leseprobe



Jan Kowalsky

Als Schisser um die Welt

Die Geschichte von einem,
der mitmusste

»Urkomisch!« *Bild der Frau*

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 320

Erscheinungstermin: 22. Juni 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Das Buch

Wenn ein Freund gepflegter Langeweile auf eine reiselustige Frau trifft, die kein Abenteuer scheut, dann gibt es ein Problem. Weil aber der Schisser seine Sarah über alles liebt, bleibt ihm nichts anderes übrig, als das Sofa gegen das Flugzeug einzutauschen und sie auf ihren Reisen rund um die Welt zu begleiten. Egal, ob Safari zu Pferd, eine kulinarische Tour de Force durch Japan, ein Wochenendtrip nach China oder mit Chaos durch Laos, dem Schisser bleibt unterwegs nichts erspart. Und so wird das, was für Sarah die Adventure-Tour ist, für ihn zur Tortur.

Dies ist die Geschichte von einem, der mitmusste.

Inhalt

Prolog	9
I. Das Abenteuer beginnt oder: der Anti-Malaria-Schlafanzug	11
II. Bali oder: der Baron von Biberegg und die Menschenfresser	31
III. Safari zu Pferd und mit den Nerven zu Fuß oder: eine afrikanische Tragödie	59
IV. Verlängertes Wochenende in China oder: ein Kurztrip ans andere Ende der Welt	95
V. Onsen, Oden oder roh, Insel-Ei im Kimono oder: eine kulinarische Tour de Force durch Japan	115
VI. Neurotisch durch New York oder: die geheimnisvolle Penistasche	151
VII. Ohne Wasser, ohne Strom, ach herrje, wen kratzt das schon? oder: mit viel Chaos durch Laos	179
VIII. Der verlorene Zahn oder: Europa für Abenteuerer	211
IX. In Sri Lanka geht es bergauf oder: durch den Höllenschlund des Löwenfelsens	239
X. Das Ende oder: Australiens Fauna, Traum oder Trauma?	281
Epilog	315
Danksagung	317

I.

Das Abenteuer beginnt oder: der Anti-Malaria-Schlafanzug

Das Handy klingelte und riss mich unsanft aus meinen Träumen. Ich schreckte hoch. Wie ärgerlich, denn ich hatte es mir gerade auf der Couch, meinem Lieblingsplatz in unserer Wohnung, gemütlich gemacht. Widerwillig ging ich ran. Es war Sarah, meine Frau. Zwischen Autohupen und Motorenknattern konnte ich sie kaum verstehen. Offenbar machte sie, wie immer, mehrere Dinge gleichzeitig. Diesmal: Fahrrad fahren und telefonieren.

»Hallo, Sarah?«, rief ich in den Hörer.

»Hallo, Schatz!«, schrie sie gegen den Verkehr an. »Was machst du gerade?« Ohne auf meine Antwort zu warten, fuhr sie fort, und ihre Stimme überschlug sich dabei fast vor Begeisterung: »Ich hab eine Überraschung für dich!«

»So so«, antwortete ich ein bisschen reserviert, denn ich wusste, wenn Sarah das Wort »Überraschung« in den Mund nahm, war Vorsicht geboten. Im Gegensatz zu mir liebte meine Frau es, immer mal wieder etwas Neues auszuprobieren. Man wusste daher nie, wie viel potenzieller Stress sich hinter dem harmlos klingenden Wörtchen »Überraschung« verbarg. Zum Glück konnte sie das nie lange für sich behalten. Auch jetzt nicht.

»Halt dich fest, ich hab die Tickets!«, rief sie.

»Welche Tickets?«, brüllte ich zurück.

»Na, auf die einsame Insel! Du weißt doch, unser Geheimplan: nur wir beide am anderen Ende der Welt!«, hörte ich sie sagen.

mit einem spärlichen Lendenschurz und im Gesicht ein langer, fusseliger Rauschebart. Dazu in der Hand ein Bambusspeer, an dem ein roher Fisch zuckte.

Nein, danke. Ohne mich, fuhr es mir durch den Kopf. Sollte Sarah doch Tom Hanks fragen. Ich verkroch mich tiefer in die Couch und zog mir die Decke über den Kopf.

Sarah fragte aber nicht Tom Hanks, sondern mich. Wir hatten nun schon eine ganze Weile heftig diskutiert, als sie mir den einen Satz an den Kopf knallte, der mich auf der Stelle außer Gefecht setzte.

»Stell dich nicht so an«, sagte sie, »mein Vater saß sogar schon mal in der Türkei im Gefängnis. *Das* war übel.« Das war ihre Art, mir zu verstehen zu geben, dass es Schlimmeres auf der Welt gab als die Reise, die uns bald bevorstand. Ich hingegen wusste nicht, was schlimmer war: dieser Satz oder die scheinbar ausweglose Situation, in der ich mich in diesem Moment befand.

Eigentlich waren meine Frau und ich frisch verliebt, frisch verheiratet, und dieser Trip sollte nun unser Glück besiegeln. Eine Reise auf eine einsame Insel klang ja irgendwie auch ganz romantisch, doch je mehr ich darüber nachdachte, desto kältere Füße bekam ich. Denn im Grunde wollte ich gar nicht weg; nicht ans andere Ende der Welt und ins Gefängnis schon gar nicht.

Aber das konnte ich ihr natürlich nicht sagen, denn Fernreisen waren Sarahs größte Leidenschaft. Bereits als Kind hatte ihr Vater vorgelebt, was auch sie regelmäßig in den Bann zog: Freiheit und Abenteuer.

Eben diese Abenteuerlust hatte ihren alten Herrn einst in der Türkei hinter Gitter gebracht. Er hatte dort einen Berg erklommen, dessen Aufstieg lebensgefährlich und deshalb verboten war. Für diesen Mut erntete er bis heute höchsten Respekt von seiner

Tochter. Ich hingegen hatte dafür nichts als völlige Verständnislosigkeit übrig. Bergsteigen, Lebensgefahr und schwedische Gardinen fand ich nicht abenteuerlich, sondern ganz einfach lebensmüde.

In diesem trüben Moment des Zweifelns beugte sich Sarah zu mir rüber, sah mir tief in die Augen und flüsterte: »Ich hab's nicht so gemeint. Die Reise wird wunderbar, vertrau mir.« Trotz ihrer Bestimmtheit, die sie oft an den Tag legte, hatte Sarah auch eine butterweiche, einfühlsame Seite. Ich schmolz dahin. Ich wusste, sie meinte es ernst, und vergaß für einen Moment sogar den Ernst der Lage.

Das sollte sich aber bald wieder ändern, denn unsere Reise rückte unaufhaltsam näher. Bald gab es kein Zurück mehr. Meine Nervosität stieg ins Unermessliche, denn ich war mir inzwischen sicher: Meine erste große Reise sollte zugleich auch meine letzte sein.

Dank einer fundierten Internetrecherche war ich über seltene Krankheiten, sehr seltene Krankheiten und die seltensten Krankheiten sowie deren Vorkommen informiert. Außerdem hatte ich die Verbreitung medizinischer Einrichtungen studiert, um zum gleichen Ergebnis zu kommen: Auch diese waren sehr selten.

Allein das Lesen solch düsterer Auskünfte machte mich krank. Vielleicht starb ich ja bereits vor der Reise an einer Herzattacke? Aber so einfach würde ich wohl nicht davonkommen. Wahrscheinlicher war es, dass ich von der Malaria gezeichnet wochenlang in irgendeiner Holzhütte dahinvegetieren würde. Mit Schweißperlen auf der Stirn würde ich in Sarahs Augen schauen und sagen: »Home is where the Arzt is.«

Neben Malaria und Knochenbrecherfieber machte mich eine Seuche mit dem Namen Japanische Enzephalitis besonders nervös. Es handelt sich dabei um eine unheilbare Nervenkrankheit

mit schlechter Prognose, die erst zu neurologischen Ausfällen und dann zum Tod führen konnte. Dass die Krankheit nur in ländlichen Gebieten mit Schweinezucht und Reisanbau und zudem nur zur Regenzeit auftritt (wir hatten weder geplant, aufs Land zu reisen noch zur Regenzeit unterwegs zu sein), überlas ich geflissentlich. Auch das Infektionsrisiko von 1.000.000:1 ignorierte ich, schließlich war ich mir sicher, wen es erwischen würde: mich.

Also beschloss ich, aktiv zu werden und begab mich einige Tage vor Abflug in ein Outdoor-Fachgeschäft. Ich hatte die Hoffnung, dass es mich beruhigen würde, wenn ich mir erst mal die richtige Ausrüstung zulegte. Das genaue Gegenteil war der Fall. In dem Laden kam ich mir vor wie ein Vegetarier auf dem Schlachthof. Ich befand mich im Epizentrum der Reiselust, für mich ein Kabinett des Grauens. Die unterschiedlichsten Reiseutensilien hingen dort wie Folterinstrumente an den Wänden. Sie setzten die schrecklichsten Fantasien in mir frei und führten mir Reise-notfälle vor Augen, auf die ich von alleine gar nicht gekommen wäre: verletzt im Dschungel? Selbsthilfe mit Notkoffer für nur 29 EUR. Kein Wasser? Kein Problem: einfach selber destillieren mit dem Easy-Water-Katalysator (jetzt zum Aktionspreis!). Oder ganz aktuell im Angebot: Signal-Raketen. Damit bleibt keiner im Nirgendwo lange allein.

Panisch und gestresst irrte ich umher. Es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren, darum beschloss ich, mir Hilfe zu holen. Der Verkäufer, den ich ansprach, war standesgemäß in voller Montur unterwegs. Von Kopf bis Fuß war er in »Funktionskleidung« aus den eigenen Regalen gehüllt, er sah aus wie ein lebendiges Schweizer Messer. Lächerlich, dachte ich, fragte aber dennoch freundlich: »Entschuldigung, wo gibt es denn hier etwas gegen Japanische Enzephalitis?«

Nach meiner Ankunft zu Hause wurde der Schlafanzug von meiner Frau sofort als dümmster Kauf aller Zeiten erkannt. So dumm, dass sie unsere Nachbarn einlud, sich ebenfalls über meinen etwas überstürzten Einkauf auszulassen. Sarah schenkte Wein aus und bot Knabberzeug an, zwischendurch hielten sie den kurzärmeligen Pyjama hoch und schüttelten sich immer wieder vor Lachen. Ich bin mir sicher, selbst die Mücken hätten sich erst totgelacht – und dann den Tod gebracht.

Ich fand das alles gar nicht witzig. Warum war keinem die Gefahr bewusst, auf die wir zusteuerten? Nachdem die Gäste gegangen waren, verkroch ich mich auf meiner Couch und schrieb ihr ein Liebesgedicht:

Ode an die Couch

*Oh Couch, du süßer Schatz,
du bist und bleibst mein liebster Platz.*

*Ist die Ferne noch so weit,
hier lieg ich in Sicherheit.*

*Und keiner kriegt mich hinfort
an einen fremden, dunklen Ort.*

*Denn glücklich bin ich doch nur hier,
liebe Couch, ganz nah bei dir.*

Für einen richtigen Schisser, das wurde mir langsam klar, sind Reisen der größte anzunehmende Ernstfall. Denn im Grunde besteht Unterwegssein nur aus Stress. Angst haben kann man ja im Prinzip vor allem: dem Flug, den Tieren, Krankheiten, fremden Kulturen, fremdem Essen, fremden Menschen.

Das Wetter ist wahlweise zu heiß, zu kalt, zu feucht oder zu trocken. Am besten bleibt man gleich zu Hause. Oder fährt nach Dänemark.

Während Sarah bereits in jungen Jahren das Leben herausgefordert und ihre Pubertät in einer einfachen Hütte in Nicaragua verbracht hatte, war es in meiner Familie jeden Sommer immer schön über die Autobahn nach Norden gegangen. Fünfzehn Jahre der gleiche Ort, das gleiche Hotel. Getreu dem Motto: stresslos, Strand und kurze Strecke.

Warum auch nicht? Die einen suchen nach Ländern und Erfahrungen, die krass und krasser sind. Die anderen fahren in Länder, in denen »Krasser« lediglich der Name einer kulinarischen Eigenheit ist. In Dänemark zum Beispiel nennt man so einen Hotdog ohne Wurst.

Zu denen, die jetzt sagen werden, das Würstchen mache doch erst aus einem belegten Brötchen einen leckeren Hotdog, gehörte leider auch Sarah. Als sie das Stichwort »Dänemark« zum ersten Mal von mir gehört hatte, quittierte sie es mit einem milden Lächeln und legte es gedanklich unter Ablage »R« ab. »R« stand für Rente und bezog sich auf all jene Reiseziele, auf die man immer noch zurückgreifen konnte, wenn man erst einmal alt und grau war.

Statt nach Dänemark sollte es also auf eine Inselgruppe bei Bali in Indonesien gehen. Ich hatte mich bereits über die Anreise informiert, da ich mir sicher war, dass sie nicht ganz unproblematisch verlaufen würde. Und ich sollte recht behalten. Die Gili-Inseln waren mikroskopisch klein und nur recht umständlich zu erreichen: mit dem Flugzeug nach Bali (fünfzehn Stunden Flug plus zwei bis drei Stunden Umsteigezeit), dann mit dem Bus an die Küste (zwei Stunden) und weiter mit einer Fähre, die bis in die Abendstunden gemütlich vor sich hin schippert (noch mal circa sechs Stunden). Zu guter Letzt würden uns kleine Schlauchboote mit Sack und Pack an Land bringen. Nach wohlgemerkt fast dreißig Stunden auf den Beinen. Was für eine Tortur! Ich fühlte mich

allein bei dem Gedanken daran alt, schlapp und grau. Vielleicht gab es eine Möglichkeit, schon jetzt Ablage »R« zu aktivieren?

Leider war mir von vornherein klar, dass diese Idee naiv war. Denn niemals hätte Sarah Bali gegen Dänemark eingetauscht. Und ich würde nichts in der Welt gegen Sarah eintauschen. Mir blieb also nichts anderes übrig, als mich meinem Schicksal zu fügen.

Nachdem an der Sache nun nichts mehr zu rütteln war, begab ich mich erneut auf die Suche nach dem idealen Malariaschutz. Ich recherchierte ausdauernd im Internet und stieß dabei auf einen interessanten Fakt: Während der Kolonialzeit in Indien war Gin Tonic zum Schutz vor Malaria getrunken worden. Das lag daran, dass das Getränk Chinin enthielt, einen Stoff, der erfolgreich zur Behandlung insbesondere der fiesesten Form, der Malaria tropica, eingesetzt wurde.

Ich war stolz wie Oskar. Endlich hatte ich eine Lösung gefunden, die auch noch schmeckte! Sofort begab ich mich in den Supermarkt, um die nötigen Zutaten zu besorgen. Wieder zu Hause angekommen reihte ich die Gin- und Tonic-Flaschen in der Küche auf und betrachtete meinen ansehnlichen Vorrat. Sarah hatte Nachtdienst und würde erst am Morgen zurückkehren, also beschloss ich, die Grundimmunisierung sofort an mir selbst vorzunehmen. Ich mixte die erste Impfung, garnierte diese mit einer Zitronenscheibe und genoss den Drink.

Im Internet hatte ich gelesen, dass die Menge an Chinin entscheidend war. Ich musste also nachlegen und mixte fröhlich vor mich hin. Im Laufe des Abends stellte sich mein Körper bereits auf Reise-Betriebstemperatur um, und ich fing mächtig an zu schwitzen. Ein weiterer netter Nebeneffekt war, dass mit dem Pegel auch mein Selbstbewusstsein zurückkehrte und ich mich immer mehr

auf Sarahs Rückkehr freute. Diesmal würde ich sie mit einem Glas meiner neuen Wundermedizin überraschen. Leider konnte ich die gute Nachricht dann doch nicht persönlich überbringen. Als mich Sarah fand, schlief ich komplett angezogen auf meiner heißgeliebten Couch. Neben mir eine leere Flasche Gin.

Meine Frau war entsetzt und hielt mir eine ordentliche Standpauke für mein Gefasel von einer »Gin-Tonic-Malariaprophylaxe«, obwohl mir der fürchterliche Kater, der sich im Morgengrauen bereits ankündigte, als Strafe gereicht hätte.

Der Gin Tonic flog nicht mit, so viel war sicher.

Ich fühlte mich den ganzen Tag total elend. Jeder normale Mensch hätte das auf den Alkoholexzess zurückgeführt, aber ich vermutete natürlich sofort eine ernsthafte Erkrankung. Schon bei dem bloßen Gedanken daran verschlechterte sich mein Zustand. So konnte ich unmöglich auf die Reise gehen, das musste ich vorher abklären lassen!

Ich suchte meinen Hausarzt Dr. Hansen-Jansen auf, bei dem ich schon seit Jahren Patient war. Am Klingelschild musste ich jedes Mal über den Namen schmunzeln. Weder er noch seine Frau hatten bei der Hochzeit nachgeben wollen und sich daher für diese ungewöhnliche Doppelvariante entschieden. In gewisser Hinsicht teilten der Doktor und ich also ein Schicksal: Wir beide hatten eine willensstarke Frau an unserer Seite. Diese Gemeinsamkeit hatte ihn mir auf Anhieb sympathisch gemacht.

Als Stammgast genoss ich das Privileg einer bevorzugten Behandlung. Möglicherweise war der wahre Grund allerdings, dass die Abklärung meiner ungewöhnlichen Leiden oft nur ein kurzes Gespräch benötigte. Das war auch diesmal der Fall.

»Guten Morgen, junger Mann«, sagte der Doktor.

Erste Lüge, dachte ich, denn jung fühlte ich mich überhaupt

»Setzen Sie sich mal hin, schließen Sie die Augen, und atmen Sie ruhig und tief ein und aus.«

Das tat gut. Der Doktor sprach weiter: »Sie sind nicht krank, nur ein bisschen nervös. Das ist vor jeder größeren Reise ganz normal. Ich gebe Ihnen jetzt ein paar Baldriantropfen zur Beruhigung mit.«

Die sonore Stimme von Dr. Hansen-Jansen beruhigte mich bereits, und dankbar nahm ich das Rezept entgegen. »Die Tropfen kann man ja sicherlich auch zu Hause ganz gut gebrauchen, wenn einem die Frau mal wieder auf der Nase herumtanzt«, witzelte ich und zwinkerte dem Doktor verschwörerisch zu. Ich merkte, mir ging es schon viel besser.

Er schaute irritiert. Auch wenn er es nicht zugab, bildete ich mir ein, dass er meine Anspielung ganz genau verstanden hatte. Pantoffelhelden mussten schließlich zusammenhalten! Dr. Doppelname verabschiedete sich hände- und kopfschüttelnd.

Es ging los! Nur noch diese eine Nacht, dann würde der Startschuss für unser großes Abenteuer fallen. Die Sachen waren gepackt, der Anti-Malaria-Schlafanzug zurückgebracht. Die Baldriantropfen hatte ich gut verstaut und mir einige davon auch bereits einverleibt.

Trotzdem war ich darauf eingestellt, in dieser letzten Nacht nicht viel Schlaf abzubekommen. Dafür war ich immer noch viel zu nervös und aufgeregt. Hinzu kam, dass ich am Abend noch einen Artikel über eine Frau gelesen hatte, die am balinesischen Flughafen wegen Drogenbesitzes verhaftet wurde. Angeblich wurde ihr die Ware vom Zoll ins Gepäck geschmuggelt. Nun saß sie *unschuldig* im Knast. Das würde mir ohne jeden Zweifel auch passieren.

Ich sah mich schon neben ihr auf der harten Knastbank sitzen.

etabliert – den Brandschutzkontrollgang. Der durfte natürlich besonders heute keinesfalls fehlen. Meine Kontrollrunde nahm jedes Mal geraume Zeit in Anspruch, immerhin musste mehrfach geprüft werden, ob jeder Stecker gezogen, jedes Fenster geschlossen und vor allem: ob der Herd auch wirklich abgeschaltet war!

Das Heimtückische war, dass sich das unsichere Gefühl, die Wohnung könnte bereits in Flammen stehen, immer erst dann einstellte, wenn ich schon unterwegs war und im Auto, der Bahn oder bereits im Büro saß. Dagegen war mir erst kürzlich etwas eingefallen: Neuerdings fotografierte ich die Herdknöpfe in Ausposition und die gezogenen Stecker mit meinem Mobiltelefon und speicherte die Bilder im Ordner »Brandschutz« ab.

Einigermaßen beruhigt, die Beweisfotos ordnungsgemäß geknipst, ließ ich mich also in die Taxipolster sinken. Kaum waren wir jedoch um die nächste Ecke gebogen, überkam mich die Angst, ich könnte vielleicht die Wohnungstür offen gelassen haben. Unter dem Vorwand, ich hätte mein Handy auf dem Küchentisch vergessen, konnte ich das Taxi zum Umkehren bewegen. Sarah glaubte mir natürlich kein Wort, aber sie wusste, dass ich sonst keine Ruhe geben würde. Mit hochrotem Kopf kontrollierte ich ein drittes Mal die Wohnungstür und kehrte kleinlaut zum Taxifahrer und meiner Frau zurück.

Das Einchecken am Flughafen lief wider Erwarten problemlos, und schon bald saßen wir im Flugzeug. Als die Türen sich schlossen, schnürte sich auch mein Hals zu. Es ging los. Jetzt gab es kein Zurück mehr – und mich ergriff nun endgültig die Panik.

Der Flieger hob ab. Ich blickte aus dem Fenster und sah, wie sich meine geliebte Sicherheit immer weiter von mir entfernte. Das Lichtermeer der Großstadt wurde kleiner, immer unerreichbarer,

und dann durchbrachen wir die Wolkendecke. Die Zivilisation wich vollkommener Dunkelheit. So sah es also aus, das Ende: eine schwarze, dunkle Unendlichkeit, die ins Nichts führte.

Mir stand der Angstschweiß auf der Stirn. Auch meine Hände waren klitschnass. Plötzlich berührte mich etwas Warmes, und ich zuckte erschrocken zusammen. Als ich bemerkte, dass es Sarahs Hand war, die nach meiner griff, atmete ich erleichtert auf. Ich schaute zu ihr hinüber. Sie lächelte mich an und sagte: »Ich freu mich so.«

Es war dieser typische, etwas firme Händedruck, der signalisieren sollte: »Alles wird gut.« Aber gut war hier überhaupt nichts, und das würde sich auch in den nächsten fünfzehn Stunden nicht ändern: Sitzplatz zu eng, Luft zu trocken und wir an Bord eines Fliegers, der an allen Ecken verdächtig knackte und knarrte.

Doch ich gab mir wirklich Mühe. Obwohl mein Gesicht von roten Flecken übersät war und mir die Schweißperlen wie Elefantentränen über die Wangen liefen, versuchte ich die Flucht nach vorn. Sarahs süßes »Ich freu mich so« parierte ich mit einem »Und ich erst, mein Schatz!«.

Meine reiselustige Frau schmiegte sich an mich und lehnte ihren Kopf an meine Schulter. Natürlich wusste sie, wie nervös ich war und wie viel mir diese Reise abverlangte. Es nicht anzusprechen war ihre Art, mir die Blamage zu ersparen und mich ihres Rückhalts zu versichern. Vielleicht war es auch besser so: Denn hätte sie gewusst, wie groß meine Angst wirklich war, wäre sie vermutlich selber in Panik geraten.

Das Ansnallzeichen erlosch. Für mich war das die Aufforderung, einen kleinen Kontrollgang durch den Flieger zu starten. Doch schon das Aufstehen wurde zu einer Herausforderung.

Die Sitzplätze waren nach dem Prinzip »Ergonomie der Enge«

herausragten. Sehr suspekt. Das konnte doch nicht so hygienisch sein wie gedacht. Später würde ich den Verschluss meiner Box genau untersuchen müssen.

Als Nächstes nahm ich die Toiletten in Augenschein. Diese waren so klein und eng konstruiert, dass man Probleme hatte, sich zu bewegen, ohne ständig irgendwo anzustoßen. Trotzdem gelang es mir mit einigem Aufwand, meine bewährte »Toilettensitz-Papierfalttechnik« anzuwenden, um möglichst keimfrei meinem Anliegen nachzugehen. Leider hatte es sich meine Blase inzwischen anders überlegt. Also zog ich unverrichteter Dinge wieder ab und kehrte zu meiner Reihe zurück. Die anderen Tetris-Klötze guckten mich missmutig an. Wie im Computerspiel kam nun der schwerste Teil: Ich musste mich in die offene Lücke einfügen. Nach ein bisschen Geruckel, Geseufze und Gestöhne hatte ich das komplizierte Unterfangen hinter mich gebracht. Endlich saß ich wieder. In diesem Moment signalisierte mir meine Blase unmissverständlich, dass sie doch noch da war.

Wir waren nun schon seit Stunden unterwegs, und ich wartete schicksalsergeben auf meinen Bandscheibenvorfall. Sarah schlummerte seelenruhig neben mir und schien von den Strapazen des Fluges nicht viel mitzubekommen. Ich nutzte den Moment. Bei der Rückgabe des Anti-Malaria-Schlafanzugs hatte ich ein kleines Notizbuch erworben, das ich nun zur Hand nahm. Ich hatte es gekauft, um die Erlebnisse unserer ersten gemeinsamen Fernreise aufzuschreiben und Skizzen dazu anzufertigen. Schließlich sollte die Nachwelt mein Zeuge sein, wenn ich auf dieser Expedition mein jähes Ende fand. Ich hatte bereits den perfekten Namen für meinen neuen treuen Begleiter gefunden und schrieb ihn in großen Lettern auf die Vorderseite. Dann öffnete ich das Büchlein. Das weiße, unberührte Papier machte mir ausnahmsweise mal

»Ach, Schatz!«, entgegnete sie, immer noch tiefenentspannt. »Nie hörst du richtig zu. Ich habe dir doch gesagt, dass es praktischer ist, wenn wir direkt vor Ort etwas suchen. Da kommen doch ständig Touristen an, da gibt es Tausende von Unterkünften.«

Ich sah sie entgeistert an, dann fuhr sie fort. »Aber stimmt schon«, sagte sie, »im Dunkeln etwas zu suchen, wäre vielleicht doch ziemlich doof. Hab ich nicht dran gedacht. Müssen wir uns halt beeilen.«

Von den angeblichen tausend Schlafplätzen hätte mir einer gereicht, der bereits gebucht war. Ich wollte keine Auswahl, ich wollte lebend ankommen. Bei dem Gedanken an die bevorstehende Jagd nach einer Unterkunft wurde mir schlecht. Motorschaden. Schluss, aus. Amen. Klappe zu, Affe tot.

Aber bevor ich mir in allen Einzelheiten ausmalen konnte, wie das denn werden würde, so ganz allein in der Nacht ohne Bleibe, den Mücken und Gangstern hilflos ausgeliefert, waren wir auch schon gelandet. Das Licht ging an und das Gedränge los.

Die Devise hieß augenscheinlich: Nach fünfzehn Stunden Flug wollten nun alle binnen fünfzehn Sekunden raus aus dem Flieger. Fortkommen war nur noch im Nanobereich möglich. Auf dem Gang drängten sich dicht an dicht die Tetris-Klötze. Doch es gelang mir, mich dazwischenzuquetschen. Sarah hörte ich laut gähnend dicht hinter mir. Als sie über meinen Platz kletterte, fiel ihr mein Büchlein in die Hände. Ich hatte es wohl versehentlich in der Ablage liegen gelassen. Sie schaute erst das Buch, danach mich an. Dann schüttelte sie den Kopf und steckte es unkommentiert in unser Handgepäck. Dabei sah ich noch einmal deutlich meine Handschrift auf dem Cover. Der Name war Programm. In großen Lettern stand dort:

»LOGBUCH DES TODES«.

dem Internet, dass es sich dabei um ein Gerät zur Messung erhöhter Körpertemperatur handelte. Zum Beispiel um festzustellen, ob jemand an Vogelgrippe erkrankt war. Damals war diese gemeinsam mit SARS ein akutes Problem, mit dem man sich als verantwortungsbewusster Reisender schon mal auseinandergesetzt haben sollte.

Dachte ich zumindest. Aber mit dieser Ansicht war ich anscheinend alleine. Außer mir schien es wie immer keine Sau zu interessieren, welche unsichtbaren Gefahren um einen herum lauerten. Die anderen bemerkten das Gerät nicht einmal, während ich bereits grübelte, ob nicht schon meine ständige Schwitzerei ein untrügliches Indiz für eine Infektion mit was auch immer war. Doch die Flut an Schweißtropfen, die an mir herunterrannen, schien nicht weiter aufzufallen, und ich war unsicher, ob mich das beruhigen oder beunruhigen sollte. Ich atmete erst auf, als man mich durchwinkte. Offenbar war ich kein Fall für die Quarantänestation.

Wir steuerten auf eine Rolltreppe zu, und ich war aufrichtig beeindruckt: Bali war fortschrittlicher, als ich in meinen Horror-szenarien befürchtet hatte. Bewundernd sah ich das Konstrukt an.

»Hallo Träumerli, hast du noch nie 'ne Rolltreppe gesehen, oder was?«, sagte Sarah neckisch, als sie bemerkte, wie ich vor mich hin starrte. Sie zog mich am Ärmel, und wir fuhren hin-ab.

»Sorry, hab wohl Jetlag«, entgegnete ich etwas peinlich berührt. Durch den Kopf ging mir allerdings: Mensch. Reiß dich zusammen. Dass es auf einem internationalen Flughafen Rolltreppen gibt, ist ja nun wirklich keine Überraschung.

Vor uns fuhren Mutter und Sohn. Die beiden hatte ich bereits im Flieger bemerkt, denn das Kind war mir negativ aufgefallen.

Laut, uneinsichtig und rotzfrech hatte es erst seine Mutter und dann das Kabinenpersonal zur Weißglut getrieben. Trotz mehrfacher elterlicher Verwarnung hatte sich der Bengel die Finger an der heißen Alu-Box verbrannt, dann vor Wut das Essen auf den Gang geschmissen und lauthals geschrien. In dem Moment, als er Ruhe gab und vor Erschöpfung einschlief, fing er so laut an zu schnarchen, dass es für die restlichen Fluggäste mit der Nachtruhe vorbei war.

Jetzt fuhr der erholte Störenfried vor mir auf der Rolltreppe und hielt die Hand seiner Mutter, schaffte es aber gleichzeitig, ausgiebig rumzuhampeln. Ich räusperte mich vernehmlich. Frau Mama drehte sich um und strafte mich mit einem bösen Blick. Der Junge beachtete mich überhaupt nicht. Er wirkte fröhlich und lachte laut. Offenbar freute er sich auf die bevorstehenden Ferien. Wie schön, dachte ich genervt, wenigstens einer.

Als wir unten angekommen waren, geschah es. Blitzschnell bog etwas um die Ecke. Erst fing der Junge an zu schreien. Dann die Mutter. Dann ich.

Ein riesiger bulliger Hund sprang an dem kleinen Burschen hoch und beschnupperte ihn. Der Zollbeamte zog an der Leine, der Hund wich zurück. Offensichtlich ein Drogenfahnder. Sofort fiel mir mein Traum wieder ein. Die versteckten Drogen, die unschuldige Verurteilung. Würde er mich gleich einkassieren?

Aber genau das Gegenteil war der Fall: Der Beamte würdigte mich keines Blickes. Während er versuchte, seinen Hund, die Mutter *und* das Kind zu beruhigen, schlich ich mich heimlich davon. Hatte ich den Zappelphilipp eben noch verflucht, empfand ich jetzt schon fast eine Art heldenhafte Anerkennung für dieses gelungene Ablenkungsmanöver. Mich würde hier keiner verhaften. Wir gingen unbehelligt zum Ausgang. Als ich mich noch mal umdrehte, hatte der Junge aufgehört zu weinen. Ich lächelte ihm

zu. Sofort fing er wieder an. Die Mutter schimpfte laut zu mir herüber und fuchtelte mit ihrer Faust in der Luft.

Sarah sah mich an und fragte: »Was ist denn jetzt schon wieder los?« Aber zu einer Erklärung kam es nicht, denn ich nahm sie an der Hand, und wir verließen schnellen Schrittes die Ankunftshalle, traten nach draußen und wurden sofort umhüllt von: völliger Dunkelheit.

Und was war schlimmer, als in einem Land anzukommen, in dem einem alles fremd war? Richtig! In einem Land anzukommen, in dem einem alles fremd und wo es noch dazu stockfinster war, sodass man die Hand vor Augen nicht sehen konnte. Ich überlegte kurz, ob ich zurückgehen und mich weinend zu dem Jungen stellen sollte. Dann fiel mir die Faust der Mutter wieder ein, und ich verwarf den Plan.

Zum Glück hatte Sarah mir zuliebe dann doch noch eine Unterkunft aus dem Reiseführer herausgesucht und die Organisation vor Ort übernommen. Obwohl ich mich ziemlich darüber aufregte, dass sie nicht vorher etwas gebucht hatte, bewunderte ich sie insgeheim dafür, wie cool sie agierte. Es war ihr geradezu leichtgefallen, aus dem unübersichtlichen Angebot etwas herauszusuchen, ein Taxi heranzurufen und den Fahrer zu instruieren. Verglichen mit ihrer Arbeit in der Notaufnahme schien Bali ein Klacks zu sein. Ich hingegen fühlte mich bereits seit der Begegnung mit dem Infrarotthermografen handlungsunfähig. Die Fahrt durch den wilden Verkehr gab mir den Rest. Als wir unsere Unterkunft erreichten, merkte ich endgültig, wie sehr mich der Flug und das Eintauchen in eine mir unbekannte Welt geschafft hatten. Nach kurzer Freude über das Moskitonetz, das sich über unserem Schlafplatz spannte, schlief ich völlig entkräftet ein.

Am nächsten Tag setzten wir unsere Reise gen Küste fort. Wir saßen im Bus nach Padang Bai, der der Hektik trotzte und sich ohne jede Eile seinen Weg durch den Verkehr bahnte. Aber auch das konnte mich nicht beruhigen. Meine Nervosität fuhr mit.

Ich saß natürlich nah am Gepäck, das ich nicht aus den Augen lassen wollte. Nun befand ich mich aber in dem Zwiespalt, dass ich trotz meiner Angespanntheit gleichzeitig neugierig auf Landschaft und Leute war. Deshalb erlaubte ich mir ab und zu einen kurzen Blick nach draußen. Man sah zwar die einfachen Verhältnisse und eine gewisse Armut, aber auch das lebhaftes Gewusel auf den Straßen. Die kleinen Städte, die nur aus Flachbauten, Hunderten von Menschen und Staubwolken zu bestehen schienen, waren in einer weitläufigen Landschaft eingebettet. Diese war vor allem eins: wunderbar grün. In einem fast surrealistisch wirkenden satten Grün präsentierten sich Felder und Reisterrassen. Ich musste mir eingestehen, dass dies ein beeindruckender Anblick war.

Nach etwa zwei Stunden erreichten wir den Küstenort, von dem aus wir die Fähre auf die Gili-Inseln nehmen sollten. Dass ich mich im Vorfeld schon über die Überfahrtszeit informiert hatte, daran erinnerte ich mich nicht mehr. Zu spannend war das Drumherum, es war noch früh und ich guten Mutes. Denn mit Fähren hatte ich schließlich bereits in Dänemark stets gute Erfahrungen gemacht. Allerdings fiel mir am Hafen auf, dass es durchaus noch andere Möglichkeiten gab, um auf die Inseln zu kommen. Es fuhr nämlich auch ein Schnellboot, welches zwar teuer, aber wie der Name schon sagte, dafür auch »schnell« war. In »nur« zwei Stunden sollte man das Ziel erreicht haben. Da wurde ich dann schon skeptisch, was die Länge unserer eigenen Überfahrtszeit betraf.

Buches zu hören. Mich nervte das. Tat sie nur so oder war sie wirklich so entspannt? Glücklicherweise lenkte mich ein kleiner Balinese ab, der ab und zu vorbeikam und aus einer großen Kühlbox kaltes Bier verkaufte. Eine schöne Abwechslung, der ich ausgiebig frönte, was der Stapel an leeren Dosen neben mir ziemlich schnell verriet.

Stunde um Stunde verging. Mit einem Mal fühlte ich mich ganz benebelt. Dann merkte ich aber, dass das nichts mit dem Alkohol zu tun hatte. Denn langsam setzte die Dämmerung ein, die mich etwas zu verwirren schien. Ich hatte jegliches Zeitgefühl verloren, aber offenbar neigte sich der Tag bereits dem Ende zu. Sarah lag immer noch neben mir und schlief mit dem zugeklappten Buch auf dem Bauch. Um uns herum war alles wie gehabt: der schäbige Kahn, das Wasser, die Sonne. Jetzt allerdings leicht abgedunkelt. Dann dunkler. Dann Finsternis. Sonne weg, Wasser weg, nur die Beleuchtung an Deck entschied noch über den sichtbaren Bereich.

Das ruhige Tuckern des Motors, welches uns den ganzen Tag wie der Herzschlag des alten Monsters begleitet hatte, setzte plötzlich aus. Der Bier-Balinese tauchte wieder auf und verbreitete Hektik. Schluss mit Bier, »Touristen von Bord« hieß sein neuer Auftrag. Mein Panikmotor hatte keine Aufforderung gebraucht. Nervös rüttelte ich Sarah wach.

»Geht's los?«, fragte sie mit leuchtenden Augen.

»Ich fürchte ja«, antwortete ich.

Nachdem wir unsere Sachen zusammengepackt hatten, wurden wir wieder in Schlauchboote verfrachtet und legten ab. Diesmal allerdings ohne erkennbares Ziel, nur umgeben von der Schwärze der Nacht.

Aus dem Nichts erschien der spärlich beleuchtete Hafen. Unser Boot fuhr direkt auf den Strand, und wir krabbelten raus. Barfuß

und mit unseren schweren Trekking-Rucksäcken beladen, standen wir im Sand. Auf der Insel schien Strom ebenfalls ein rares Gut, sodass man kaum zwei Meter weit gucken konnte. Uns blieb nichts anderes übrig, als einfach draufloszustapfen. Meine Panik hielt sich in diesem Moment merkwürdigerweise in Grenzen, woraus ich schloss, dass sich mein Gehirn aus Selbstschutz einfach abgeschaltet hatte. Ich dachte nicht mehr, ich funktionierte nur noch.

Am Ende des Strandes bot sich ein Bild, welches ich hier am allerwenigsten vermutete hätte. Denn plötzlich fanden wir uns gegenüber von Pferdekutschen wieder! Was hatten die denn hier zu suchen? Wie in einer Filmkulisse standen sie da anstelle von Taxis, eine Kutsche reihte sich fein säuberlich an die nächste. Ich überlegte kurz, ob wir bei der langen Reise die falsche Abzweigung genommen hatten und versehentlich in der Zeit zurückgereist waren. Mein Körper jedoch signalisierte mir unmissverständlich, dass ich mich im Hier und Jetzt befand. Die Anstrengungen des Tages merkte ich nun deutlich, und ich wollte nur noch eines: ab ins Bett.

Sarah war ebenfalls fix und fertig, lächelte dabei aber selig. Anders als ich empfand sie diese nächtliche Tortur offensichtlich nicht als Belastung. Ganz im Gegenteil, für sie war diese abenteuerliche Anreise der erste Höhepunkt unseres Trips.

Wir hatten Glück. Einer der Pferdekutscher nahm sich unser an und brachte uns zu einem Hotel, von dem er wusste, dass es noch freie Betten hatte. Zwar konnte man in der Finsternis nichts davon erkennen, wie es überhaupt aussah, aber es offenbarte am nächsten Tag seine volle Pracht.

Ich fiel todmüde aufs Bett, schaffte aber noch einen kurzen Eintrag ins LOGBUCH DES TODES. Meine Auseinandersetzung mit Dunkelheit und Finsternis verlangte nicht viel. Ich färbte eine

